

nieden anzusiedeln und die jenseitige Hoffnung zu verraten. Aber der Herr sorgt selbst dafür, daß diese Illusion immer wieder entlarvt wird. Deshalb sendet er Zeiten der Prüfung und Verfolgung über die Kirche, daß wir wieder innwerden, wie wenig wir hienieden eine bleibende Stätte haben und wie sehr wir noch Fremdlinge und friedlose Beisassen sind. Dann beginnt die Kirche sich wieder an die tröstende Kraft des Apostelwortes zu erinnern, wonach die Leiden dieser Zeit nichts bedeuten gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll (Röm 8, 18). Dann ruft sie mit der frühen Christenheit: „Es vergehe diese Welt, es komme die Gnade! Komm, Herr Jesu!“ (Didache).

In seinem weitbekannten „Buch von San Michele“ schildert der Verfasser, der schwedische Arzt Axel Munthe, eine Szene, mit der wir unsere Besinnung schließen möchten: Eines Tages legte er einem armen Droschenkutscher auf Capri die versucherische Frage vor, was denn wohl nach seiner Meinung das Schönste und Erstrebenswerteste in diesem Leben sei. Wir ahnen, welche Antwort der Fragende erwartete. Aber sie kam nicht. Statt dessen kam das herrliche Wort, das selbst den Atheisten Munthe zutiefst erschütterte: „Das Schönste . . . ist ‚morire in pace con Dio‘ – im Frieden mit Gott sterben dürfen!“

Selbstverleugnung als Weg zur Selbstverwirklichung

August Brunner SJ, München

Über jedem christlichen Leben steht das Wort des Herrn: „Wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um mein willen verliert, wird es finden“ (Mt 16, 25 par.; Mt 10, 39). Das Wort klingt sonderbar, fast wie ein Widerspruch. Soll damit eine Wahrheit recht eindringlich gesagt werden, die der Mensch lieber überhört? Gewiß, auch das! Aber nicht nur das. Vielmehr spricht das Wort die Erfahrung aus, die der Mensch macht, wenn er Christus im Sinn des Evangeliums ernstlich nachfolgt: er hat in zunehmendem Maß das Gefühl, sich selbst aufgeben zu müssen und sich so zu verlieren. Er muß nein zu dem sagen, was er für sein eigentliches Selbst ansieht, sich selbst verleugnen (Mt 16, 24). Aber gerade dieser Weg des scheinbaren Selbstverlustes, des Verzichtes auf greifbares Glück, nach dem sein naturhaftes Verlangen geht, ja auf das ihm vorschwebende Heil, ist, so lehrt der Herr, der Weg, der einzige Weg

zum wahren Selbst und damit zum wahren Heil. Denn das, was der Mensch zunächst als sein Selbst ansieht, ist es gar nicht. Und das Heil, das ihm sein unmittelbares Begehrten als letztes Ziel vorstellt, ist Unheil und Selbstverlust. Der Mensch ist sich, seinem wahren Sein entfremdet. Diese Entfremdung kann aber nur dadurch aufgehoben werden, daß er sich seinem vermeintlichen Selbst entfremdet, sich selbst verliert, um so sein wahres Selbst zu gewinnen. Warum ist das so?

Sünde als Entfremdung vom Ursprung

In jeder Sünde zieht der Mensch, wenn auch in verschiedener Tiefe, sein eigenes Urteil und seinen Willen dem Willen Gottes vor. Damit lehnt er in letzter Konsequenz Gott als Gott, als den allweisen und allguten Schöpfer seiner selbst wie auch der Welt ab. Denn ein Gott, dessen Urteil und Wille mit Recht dem Urteil und dem Willen des Menschen weichen müßte, wäre nicht Gott. So wird denn die Gemeinschaft mit Gott, wie sie der biblische Bericht vom Paradies (Gn 1–3) darstellt, wo Gott dem Menschen vertraut nahe ist, durch die Sünde gestört oder gar zerstört; der Mensch ist Gott entfremdet. Dabei wandelt sich aber nur der Mensch; Gott bleibt der, der er ist, der Schöpfer, ohne den der Mensch nicht bestehen kann. Der Mensch sieht nunmehr in Gott den Feind, den eigentlichen Feind seiner Lebensinteressen; denn Gott steht dem Glück des Menschen, wie dieser es sich vorstellt, durch seine Gebote und Verbote im Wege; er durchkreuzt die Pläne des Menschen, der durch eigene Kraft das Heil wirken zu können meint, der durch seine Werke und seine Kultur in den Himmel aufsteigen (Gn 11), aus eigenem Ermessen bestimmen will, was für ihn gut und was böse ist (Gn 3). In Wirklichkeit tut Gott dies nicht, wie der durch die Einflüsterung der Schlange (Gn 3) mißtrauisch gewordene Mensch es ihm im geheimen vorwirft. Vielmehr ist das Heil auf dem vom Menschen ausgedachten Weg nicht zu erreichen; besteht es doch in der Anerkennung Gottes und in der dadurch wirksam werdenden, gnadenhaft geschenkten Gemeinschaft mit ihm, denen sich aber der Mensch freventlich versagt.

Die Unheilsgeschichte der Menschheit, wie sie die Bibel schildert, lehrt uns, daß der Mensch durch die Ablehnung Gottes diesen nur noch mühsam und dunkel erkennen kann (vgl. Röm 1, 21 f.). Ist doch die Voraussetzung für eine personale Erkenntnis die Bereitschaft zur Anerkennung des anderen. Wenn das schon für die Erkenntnis einer menschlichen Person gilt, um wieviel mehr für die Erkenntnis des absoluten Personseins Gottes. Da aber der Mensch verspürt, daß sein Dasein nicht in sich selbst gegründet und gesichert ist, schafft er sich immer wieder Götter, die göttlich sein sollen, ohne jene unbedingte Anerkennung zu fordern, die

der wahre Gott fordern muß. Sie sollen mächtig genug sein, in allen Daseinsnöten zu helfen, und doch wieder von ihm, von seiner Verehrung und seinen Gaben so abhängig sein, daß er sie seinen eigenen Wünschen gefügig machen kann. Ein in sich widersprüchliches Unternehmen. Aus dem gleichen Zwiespalt heraus hat der Mensch so gut wie nie, nicht einmal in den höchsten Spekulationen der griechischen Philosophie, Gott als den wahren Schöpfer, der die Welt aus nichts hervorgebracht hat und deshalb auch nicht von ihr abhängig ist, erkannt. Die Welt galt als ewig: „Diese Welt, dieselbige von allen Dingen, hat weder der Götter noch der Menschen einer gemacht, sondern sie war immer und ist und wird immer sein, ein ewig lebendiges Feuer“, sagt Heraklit (Fr. 58). Aus dieser ewigen Welt sind zuerst die Götter hervorgegangen. Sie haben die Welt dann in ihrer jetzigen Gestalt geformt. So west in allem, auch im Menschen, etwas, das die Götter nicht hervorgebracht haben. Darum kann der Mensch auch nicht zum uneingeschränkten Gehorsam gegen sie verpflichtet sein. So entsprechen sich Verweigerung des Gott geschuldeten Gehorsams und Verkennung seines wahren Wesens.

Diese Entfremdung des Menschen von Gott, dem Urquell seines Seins, durch den alles, was ist, besteht und ohne dessen schöpferischen Einfluß der Mensch nicht einen einzigen Augenblick im Dasein bleiben könnte, ist etwas so Unheimliches und Ungeheures, daß nur derjenige ihre Verkehrtheit und ihren Wahnsinn zu erfassen imstande wäre, der Gott in seiner unendlichen Größe und Majestät zu erkennen vermöchte, wozu kein Mensch fähig ist. Sucht der Mensch das, was für ihn grundlegend ist, sein Geschöpfsein, zu verleugnen und den Anspruch auf Unabhängigkeit durchzusetzen, so befindet er sich im Zustand der Seinsunwahrheit: „Wer sagt: ich kenne Ihn, und doch seine Gebote nicht hält, ist ein Lügner, und in einem solchen ist die Wahrheit nicht“ (1 Jo 2, 4; vgl. Jo 8, 44). Der Mensch ist in seinem Sein verkehrt, und er weiß dies auch dunkel, da er seinen Seinsgrund nie ganz verleugnen kann. So ist er zwischen der Wahrheit seines Seins, der Geschöpflichkeit, und der Verkehrtheit seiner Einstellung ohnmächtig hin und her gerissen (vgl. Röm 7). Er vermag weder ohne Gott noch mit ihm zurechtzukommen.

Sünde als Entfremdung von sich selbst und den Menschen

Durch seine Gottentfremdung ist der Mensch mit sich selbst zerfallen und ebenso der ganzen Schöpfung, vor allem den Mitmenschen, entfremdet; er verkennt deren eigentliche Bestimmung. Denn in seiner Entfremdung von Gott, für dessen tragende und helfende Gegenwart seine Erkenntnis verdunkelt ist, meint er, auch die letzte Sicherung seines Seins, die nur von

Gott kommen kann, selbst übernehmen zu müssen. Dabei verspürt er dauernd die Ohnmacht seiner eigenen Bemühungen; er fühlt, wie dieses Sein nicht in seine Hand gegeben ist, wie darum die Voraussetzung all seiner Daseinssorge selbst schon bedroht ist. So steigt aus den Tiefen des Herzens die Angst und die quälende Sorge um sich selbst auf. Der ruhige Blick auf Dinge und Menschen, der diese in ihrem wahren und je einmaligen Sein erkennen und frei geben könnte, ist geschwunden. Immer stellt sich die Sorge dazwischen und sieht alles nur unter der Rücksicht auf den eigenen Nutzen und Schaden.

Der so um sich selbst besorgte Mensch steht im Mittelpunkt seiner eigenen Welt, da wo Gott stehen sollte und allein wirksam stehen kann. Den Mitmenschen billigt er nur soweit Daseinsberechtigung zu, als sie zur Sicherung seines Daseins beitragen und es nicht dadurch bedrohen, daß sie ihm die Mittel dazu streitig machen. Da aber jeder Mensch für sich den Mittelpunkt bilden und die andern zu Satelliten der eigenen Sonne herabsetzen möchte, erscheint jeder andere von vornherein als eine mögliche Bedrohung, als Feind, gegen den es sich zu schützen gilt und dem man mit Mißtrauen begegnen muß. Damit sind die Menschen auch untereinander entfremdet. Der andere soll nicht sein, was er ist; und er soll sein, was er nicht ist. Er darf nicht Person mit Freiheit und Selbständigkeit sein, sondern nur ein verstandbegabtes Werkzeug, das man sich dienstbar machen kann. Dies ist er aber nicht und will er nicht sein.

Durch eine solche Einstellung ist der Blick auf das Personsein des anderen getrübt, und die zur Erkenntnis dieses Personseins erforderliche Anerkennung fällt dem Menschen unsagbar schwer. Statt eines gegenseitigen Einverständnisses in Anerkennung der wahren Selbständigkeit eines jeden herrscht nun der Krieg aller gegen alle, der zum allgemeinen Untergang führen müßte, machte sich nicht doch noch still und scheinbar ohnmächtig der Wille zur Gemeinschaft, zur Güte und Hilfsbereitschaft, der seinen Ursprung in Gottes Liebe hat, geltend. Jeder möchte sich – bewußt oder unbewußt – in den ausschließlichen Besitz der zum Leben nötigen oder nützlichen Güter setzen; und damit andere ihn in diesem Besitz nicht bedrohen, strebt er danach, sie der eigenen Herrschaft zu unterwerfen. Das Eigentum erhält durch die Selbstsucht eine Ausschließlichkeit, die das Herz gegen die Not des Mitmenschen verhärtet.

Weil aber jeder die eigene Ohnmacht, die Nichtigkeit und Vergeblichkeit seiner Mühen spürt, sucht er in der Anerkennung durch die anderen Beruhigung und die Bestätigung, daß er das ist, was er sein möchte und woran er im stillen doch nicht glauben kann. So verlegt der Mensch sein Sein aus sich hinaus in die Meinung der andern, in Ruhm und Ansehen und Einfluß, und gibt so gerade das auf, was er dadurch zu erreichen sucht,

nämlich er selbst zu sein, in sich geschlossen und dadurch groß und mächtig; die eigene Selbständigkeit und Freiheit entschwindet ihm. Er möchte, da er aus eigenem Vermögen nicht er selbst sein kann, es durch die andern sein: ein offener Widerspruch, der alle Beziehungen unter Menschen vergiftet und verfälscht. Ein Widerspruch auch dadurch, daß die Mitmenschen, denen man ihre Eigenständigkeit verweigert, nun doch imstande sein sollen, ein unabhängiges und objektives Urteil zu fällen; sonst wäre ja deren Lob und Anerkennung ohne Wert.

Gegenseitige Anerkennung der Selbständigkeit und Selbstbestimmung ist aber die Voraussetzung jeder wahren Gemeinschaft. Wo man ihr nicht begegnet, da verschließt man sich vor dem andern. Durch die Entfremdung von Gott und durch ihre Folge, die Selbstsucht, ist das wahre Mit- und Füreinander sehr schwierig geworden. Anderseits ist der Mensch als Person wesentlich auf Gemeinschaft angewiesen, und von daher wirkt sich seine Entfremdung als Einsamkeit aus: Im letzten bleiben ihm Gott und die Mitmenschen fern und unbekannt; in den wesentlichen Anliegen des Lebens fühlt er sich verlassen und allein. So ist er hin und her gerissen zwischen der Sehnsucht nach Gemeinschaft und der Scheu vor den Opfern, die sie fordert.

Sünde als Verfallensein an das Unterpersönliche

Da der Mensch seit der Urschuld nicht mehr in der unmittelbaren Gegenwart Gottes und in der Vertrautheit mit ihm lebt, verzehrt sich seine geistige Mächtigkeit zum größten Teil in dem ständigen Versuch, dem eigenen Dasein selbst den Grund zu geben. Damit ist sie von ihrer Wurzel her für ihre eigentlichen Aufgaben geschwächt. So hat vor allem die Kraft des Geistes, den Leib zu durchseelen und sich anzueignen, nachgelassen. Das biologische Leben und das Stoffliche behaupten dem Geist gegenüber eine gewisse Selbständigkeit; nur mühsam gelingt es ihm, sie den eigenen Zielen einzuordnen. Statt sie zu sich hinaufzuziehen und sie zu einer menschlich vollkommenen Ganzheit zu vereinen, entgleiten sie ihm. Der Mensch ist zerrissen zwischen dem Sehnen nach Geschlossenheit und Ganzheit seines Seins in Freiheit und Personhaftigkeit und den Strebungen seiner unterpersönlichen Schichten. Aus der Helle des Geistigen wird er immer wieder in das Dunkel und die Fremdheit dieser Schichten, die ihrem Wesen nach nicht um sich selbst wissen noch über sich verfügen, hinabgezogen und verliert sich in ihnen. So wird er sich zum Rätsel. Er weiß nicht mehr, wer er ist, woher er kommt und wohin er geht; er weiß nicht mehr, wie er mit sich selbst dran ist. Statt daß die ganze Macht des Lebens und des Stoffes dem Geist willig diente und so eine Vollendung

erreichte, die über ihr Wesen hinausgeht, wird nun der Mensch ihrem Gelüste und ihrem blinden Drang ausgeliefert; er wird Sklave seiner Leidenschaften, statt deren Kraft in den Dienst des Guten, in den Dienst der Selbstverwirklichung zu stellen. Was zum Herrschen nicht befähigt ist, übt die Herrschaft aus, was hingegen herrschen sollte, ist immer in Gefahr, gegen die bessere Einsicht halb frei, halb gezwungen das zu tun, was es nicht billigen kann.

Die Schwäche der Geistigkeit zeigt sich auch darin, daß die Gesetze des biologischen Lebens, wie sie für Pflanzen und Tiere gelten, auch über den Geist Herr werden; wie sie ist der Mensch dem Tod als der äußersten Selbstentfremdung verfallen. Der Geist, der aus sich unsterblich ist, hat nicht mehr die Kraft, sein leibliches Leben durch stetige Erneuerung daran teilnehmen zu lassen, bis ihn Gott von dieser Erde wegnimmt; der Leib ist dem Verfall alles Biologischen ausgeliefert. Dieses Ende erscheint jetzt wegen der Ferne Gottes als Sturz in den Abgrund des Nichts und der Nichtigkeit; die Angst davor legt sich wie ein Alpdruck über das ganze Leben (Hebr 2, 14 f.). Daß der Mensch zu allen Zeiten den Tod als etwas empfunden hat, das nicht sein sollte, beweisen die zahlreichen Mythen, durch die er sich die schreckliche Tatsächlichkeit des Todes verständlich machen wollte. Nach ihnen hat der Tod seinen Ursprung nicht im Wesen des Menschen, sondern in einem Irrtum, einer Nachlässigkeit oder auch in einem Ungehorsam gegen das göttliche Gebot.

Das Ungeistige, das Naturhafte drängt sich dem Menschen so gewaltig und gewaltsam auf, daß es für ihn zur eigentlichen Wirklichkeit und Mächtigkeit wird, der gegenüber das Geistige verblaßt, obschon es die mächtigere Wirklichkeit ist. Der Mensch, der unabhängig von Gott sein will, der Gott nur insoweit anerkennen möchte, als er ihm nützlich ist, der nach einer Selbständigkeit strebt, wie sie nur Gott zukommt, hat sich selbst verloren in dem, was am weitesten vom Selbstsein entfernt ist, im Stofflichen und Naturhaften, im Nicht-Selbst. Die Herrlichkeit, die ihm in der Personhaftigkeit, der Freiheit, im Selbstsein (Röm 3, 23) und zugleich in der Vertrautheit mit Gott verliehen war, hat er verloren. Er hat sich dem entfremdet, mit dem er durch eine gnadenhaft geschenkte Gemeinschaft wirklich eins werden könnte, ohne sich als Selbst zu verlieren. Statt dessen sucht er mit dem zusammenzufallen, was sich selbst fremd ist.

Der schwere Weg der Umkehr

Will der Mensch aus der Verlorenheit und Zerrissenheit zu sich selbst zurückfinden, so muß er die angemäße Selbständigkeit aufgeben. Er muß aufhören, unaufhörlich um sich selbst zu kreisen; er muß die anderen,

Menschen und Gott, als die sehen und anerkennen, die sie sind, um auf diesem Weg zu erfahren, wer er selbst ist. Das bedeutet eine Umkehr von der Wurzel her, von da aus, wo der Mensch nicht mehr über sich verfügt. Darum kann diese Umkehr nicht von ihm ausgehen, sondern wird ihm von Gott, von Gottes Gnade ermöglicht; er bedarf der Erlösung.

In dieser gnadenhaft bewirkten Umkehr bedingen sich Gottes- und Nächstenliebe gegenseitig, wie ja auch die Verkennung der Geschöpflichkeit zur Entfremdung der Menschen untereinander geführt hat. Die wahre und volle Anerkennung Gottes durch den fraglosen Gehorsam gegen seinen Willen ist für den erbsündig verwundeten Menschen eine überaus schwere Aufgabe; soll sie doch „aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus allen Kräften“ (Mt 22, 37 par.) erfolgen. Auch der erlöste Mensch ist immer wieder versucht, die umfassende Hingabe zu umgehen, sich der Täuschung hinzugeben, er könne Gott nahe kommen, ohne die Selbstsucht aufzugeben.

Über unser Verhalten den Mitmenschen gegenüber ist eine solche Täuschung nicht so leicht möglich. Denn diese sind nicht unsichtbar wie Gott; sie stehen unmittelbar vor uns mit ihrem Anspruch auf Anerkennung, auf Hilfsbereitschaft, auf Güte und Wohlwollen. Sie lassen es erkennen, wenn wir ihnen die Anerkennung ihrer Selbständigkeit und Würde versagen. Und wir wissen es sehr wohl, wenn wir uns als Antwort auf wirkliches oder vermeintliches Unrecht zu Rache und Haß hinreißen lassen, ihnen unsererseits die geschuldete Anerkennung vorenthalten und dabei uns selbst durch blinde Kräfte bestimmen lassen, statt uns der Wirklichkeit gemäß selbst zu bestimmen. Darum ist die Nächstenliebe der Prüfstein der echten Gottesliebe: „Wer seinen Bruder, den er doch sieht, nicht liebt, der kann auch Gott, den er nicht sieht, nicht lieben“ (1 Jo 4, 20).

Die Hinwendung zu Gott und zum Mitmenschen und damit die Abwendung von unserem falschen Selbst, also die Umkehr im Sinne der Botschaft Jesu, wird zunächst als das schlimmste Übel empfunden, das dem Menschen zustoßen kann, als Selbstverlust, bitter wie der Gang in den Tod (Mt 16, 24 par.). In der Tat ist das falsche Selbst durch diese Hinwendung zum Untergang verurteilt. Das wahre Selbst erfährt aber der Mensch fast noch gar nicht; und ebenso ist ihm das unmittelbare Wissen darum, daß Gottes Liebe und Macht ihn in jedem Augenblick trägt und hält und seinem Selbst die wahre Anerkennung verbürgt, seit dem Sündenfall verloren. So erfährt der Mensch die selbstlose Liebe, die in Wirklichkeit Selbstverwirklichung ist, zunächst als Selbstverlust und Untergang, und die Rückkehr zu Gott als Sturz ins Nichts. Wenn er sich um der andern willen vergißt, wer wird sich dann seiner und seiner Interessen annehmen?

Wie kann der Mensch diesen schweren Weg durch die Nacht des scheinbaren Selbstverlustes gehen und auf ihm aushalten, wo er sich von allen, auch von sich selbst, verlassen fühlt? Er vermöchte in der Tat dieses schrecklichste aller Abenteuer, in dem ihn überdies kein Ruhm erwartet, nicht zu bestehen, ja es nicht einmal zu unternehmen, besäße er nicht die feste, wenn auch heimliche und fast nicht greifbare Sicherheit, auf dem richtigen Wege zu sein, an dessen Ende die volle Selbstverwirklichung, das Heil steht. Wo gewinnt der Mensch diese Sicherheit?

Christus als Bürgschaft und Führung

Die Gewißheit, auf dem rechten Weg zu sein, wird dem Menschen handgreiflich am Beispiel dessen, der das wahre Menschsein in seiner Vollkommenheit schlicht und selbstverständlich gelebt hat, an Jesus Christus. Seit Gottes Sohn auf Erden erschienen ist, sind uns im Glauben die Augen dafür geöffnet, daß sich die wahre Selbstverwirklichung durch die selbstlose, sich aufopfernde Liebe vollzieht und nur durch sie. Christus hat diese Liebe bis zum irdisch bitteren Ende gelebt. Jedoch erstrahlt nicht nur aus seiner Lehre und seinen Wundern, sondern sogar aus seiner Entwürdigung und Schmach, aus seinem vollkommenen Scheitern und aus seinem Tod als verurteilter Verbrecher eine menschliche Würde und Größe wie aus keinem andern Menschenleben. Wurde er doch von den Ereignissen, von der Gewalt und dem Haß seiner Feinde in seiner innersten Haltung nicht bestimmt; er antwortete nicht mit Gegengewalt und Gegenhaß, sondern trat allem, auch dem Schmerhaftesten und Entwürdigendsten aus einer inneren Freiheit entgegen, die nur aus eigenem Grund kam und nie bloße Reaktion, Zurückschlagen war. Nicht als ob er unempfindlich und unberührt durch all dies Schreckliche hindurchgegangen wäre. Er spürte im Gegenteil das Unrecht und die Schmach brennender als wir. Aber er ließ sich nicht von Bitterkeit bestimmen, von Rachsucht hinreißen. Wer er war, bestimmte er selbst, inmitten feindlicher Mächte, die auf ihn einstürmten und bei andern Menschen zu Haß und Verbitterung geführt hätten.

Er sah aber die letzte Quelle solcher geistiger, übermenschlicher Mächtigkeit, der wahren Selbstbehauptung im scheinbaren Selbstverlust nicht in sich, sondern in dem, den er seinen Vater nannte, in der Gemeinschaft mit ihm, in dessen reiner Liebe. In der selbstlosen Liebe hatte er die wahre Mächtigkeit, den eigentlichen Selbstbesitz, die volle und eigentliche Unabhängigkeit von allem Fremden erschaut. Und nicht nur das. Er wußte sich auch von dieser Liebe getragen und in ihr geborgen. Er wußte, daß sein Selbstsein durch diese Liebe ewig verbürgt und unverlierbar war. So konnte er, und er allein sagen: „Mein Zeugnis ist wahr, weil ich weiß,

woher ich komme und wohin ich gehe“ (Jo 8,14). Diese Gewißheit hielt ihn auch in der äußersten Dunkelheit seines Kreuzweges aufrecht. Nicht als eine Freude, über der er die Leiden nicht mehr spürte oder leicht nehmen konnte; davon zeigt sich nichts. Er litt nicht wie ein Triumphierender, sondern wie ein vom Leiden bis an den Rand der Verzweiflung Geführter. Aber nur bis an den Rand. Im Innersten, in seiner höchsten Geistigkeit verspürte er mitten im Dunkel die unsagbare und ungreifbare Gewißheit der väterlichen Liebe, zwar nicht als Trost und Betäubung des Schmerzes, wohl aber als Stärkung und Kraft. In dieser Gewißheit konnte er sich bis an den Rand des Selbstverlustes, des Nichts hinauswagen, ohne schwindlig zu werden und ohne sich im Abgrund der Entfremdung vom Vater und von sich selbst zu verlieren. Stärke ohne Trost, Gewißheit ohne Gefühl, Gegenwart ohne spürbare Hilfe, so daß das Werk der Selbstverwirklichung zugleich aus eigener Kraft und doch in der Gewißheit der väterlichen Liebe vollbracht wurde. Vollkommene Selbstverwirklichung gerade aus der Gemeinschaft mit dem Vater!

Dieses Beispiel gibt uns die Gewißheit, daß nur die selbstlose Liebe die wahre Selbstverwirklichung ist; an ihm entzündet sich der Glaube. Im Glauben erfährt der Christ, daß die Liebe das Höchste ist, das, was bleibt (1 Kor 13). Auch die ewige, vollkommene Personhaftigkeit Gottes, das wissen wir, besteht in dieser Liebe: „Gott ist Liebe“ (1 Jo 4; 8,16). Wer liebt, ist getragen von dieser Liebe, die sich in Christus geoffenbart hat und der nichts etwas anhaben kann (Röm 8, 31–39). Die Liebe ist das Licht, das in der dunklen Nacht des scheinbaren Selbstverlustes leuchtet, matt oft und fast verschwindend, aber hell genug, um den Weg zu weisen; sie ist die Kraft, die in der fast übermenschlichen Erprobung trägt und aufrecht hält, auch wenn sie nicht verspürt wird; sie ist die Verheißung, um die man in diesen Stunden durch den Glauben dunkel, aber zuverlässig weiß.

Solche Liebe ist Selbstverwirklichung, weil in ihr jedes sein Recht bekommt, aber auch jeder unberechtigte Anspruch unerbittlich zurückgewiesen wird. Denn Liebe ist wesentlich Anerkennung, im strengen Sinn Anerkennung des Selbstseins der Mitmenschen in deren Einmaligkeit und Unersetzlichkeit. Sie tritt der Wirklichkeit nicht mehr mit selbstsüchtigem und vorschnellem Glückverlangen entgegen, sondern klaren Blickes, in heiliger Nüchternheit. Als alles umfassende Kraft ist die Liebe, und sie allein, fähig, auch die Leidenschaft in sich hineinzunehmen und sie auf das wahre Ziel auszurichten, um es mit ganzer Seele und aus allen Kräften zu erstreben. Das setzt jedoch einen festen Stand voraus, um dem Ansturm der Begierden und Leidenschaften nicht zu weichen und von ihm umgeworfen zu werden. Diesen Stand findet der Mensch, wie das Leben der

Heiligen zeigt, in der Liebe Gottes, wie sie in Christus offenbar geworden ist. Das irdische Geschehen kann uns diese Liebe nicht verbürgen, nicht weil diese sich verbirgt, sondern weil der Mensch für die göttliche Wirklichkeit schwachsichtig ist. Glaubhaft wurde sie ihm erst, als sie in einem Menschen verkörpert erschien, wie ja das Geistige überhaupt uns zuerst in der Geistigkeit anderer Menschen zugänglich wird und das rein Geistige uns verborgen bleibt. Seitdem Christus erschienen ist, strahlt die Liebe Gottes durch die ganze Menschenwelt und wirkt auch da, wo man um den Ursprung solcher Erkenntnis und solcher geistiger Kraft nicht mehr weiß oder nicht wissen will. Liebe ist Gemeinschaft mit Gott, Eingehen auf seinen Willen, Anerkennung der eigenen Geschöpflichkeit, und damit Selbstverwirklichung. Sie ist Gottähnlichkeit, weil Gott durch die Liebe in den drei Personen ewige und vollkommene Personhaftigkeit ist, weil diese nichts anderes sind als Schenken und Empfangen des einen und vollen Gottseins.

In der lebendigen, liebenden Gemeinschaft mit Gott findet der Mensch auch die Anerkennung, die wesentlich zum Personsein gehört. Zunächst scheint es allerdings, als müsse er endgültig auf sie verzichten. Aber dieser Verzicht bezieht sich nur auf die ungenügende, ja falsche Anerkennung, die der Mensch bei den andern sucht und schließlich doch vergebens sucht, da jeder um die eigene Anerkennung besorgt ist und zudem der wahre Wert des Menschen verborgen bleibt. Darum hat Christus nie etwas getan, um bei den Menschen Ehre und Ruhm zu finden (Jo 2, 24 f.; 7, 18; 8, 50). Das gab ihm seine überlegene Freiheit allen gegenüber. Er konnte unbeeinflußt vom Urteil der Menschen und unverstanden von ihnen seinen Weg gehen, weil er die wahre und umfassende Anerkennung, die kein Mensch ihm zu geben imstande war – niemand sonst konnte wissen, was es bedeutet, Gottes Sohn zu sein –, in jedem Augenblick beim Vater, in dessen Wohlgefallen fand. Im Urteil des Vaters wußte er sich als den, der er wirklich war. Im Urteil Gottes wissen auch wir uns als die, die wir sind. In der glaubenden Zustimmung zu diesem Urteil vollzieht sich zugleich die volle Zustimmung zu uns selbst, will der Mensch voll und ganz das sein, was er wirklich ist. Damit ist der Riß geheilt, die Selbstentzweiung aufgehoben; der Mensch ist heil und im Heil.

Das ist also der einzige, der wahre Weg zur Ganzheit: nicht eine einseitige Geistigkeit, die allzu leicht umschlägt in einseitige Sinnlichkeit, nicht ein Sich-Ausleben, was in Wirklichkeit bedeutet, sich von dem bestimmen zu lassen, was wir nicht eigentlich sind und darum zu Selbstentfremdung und Selbstverlust führt. Vielmehr das Bemühen, alle Anlagen

und Kräfte immer mehr in den Dienst des Nächsten zu stellen, die Fähigkeit selbstloser Hingabe in der richtig aufgefaßten Arbeit – jeder an dem ihm zugefallenen Platz – zu üben und zu kräftigen, das Gute immer mehr um seiner selbst willen, um Gottes willen zu tun aus der Freiheit und der Hingabe des Herzens, und alles und jedes in seinem Wert an diesem Maßstab zu messen. Am Anfang des christlichen Weges steht also der Glaube an Christus, den Sohn Gottes und Erlöser. In ihm, und in ihm allein haben wir die Bürgschaft, daß dieser schwere Weg der einzige richtige ist; und nur in seiner Nachfolge können wir den Weg selbstloser Liebe gehen. Darum heißt es: „Wer sein Leben *um meinen willen* verliert“. Wenn aber der Mensch im Vertrauen auf Christus und seine Gnade diesen Weg einschlägt, dann wird die zunächst im Mittelpunkt seines Seins wiederhergestellte Gemeinschaft mit Gott immer wirksamer werden und allmählich einen Lebensbereich nach dem andern erfassen und umwandeln. Auf unfaßbare Weise verspürt der Mensch immer klarer, wie er mit Gottes Gnade zu seinem wahren Selbst zurückfindet und dem Heil entgegengeht. Ja, über seine Geschöpflichkeit hinaus wird er zum Kinde Gottes, das Gottes Liebe der Welt zu vermitteln berufen ist und in dieser Liebe Gott ähnlich, wirklich wie Gott geworden ist.

Ostern und wir Christen heute

Hans Waldenfels SJ, Rom

Im 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes schreibt der hl. Paulus: „Wäre Christus nicht auferstanden, so wäre hinfällig unsere Verkündigung, hinfällig auch euer Glaube. Dann müßten wir als falsche Zeugen Gottes gelten“ (v. 14). Dieser Satz wird heute in der Theologie wieder zusehends ernst genommen. Vor allem in der evangelischen Theologie ist die Betonung der Auferstehung Christi als Ausgangspunkt unseres Glaubens auffallend. Das Wissen um den lebendigen Christus, um die Bedeutung der „Sache Jesu“ und des Kreuzes für uns beginnt mit Ostern. Nun sind die Anerkennung der Bedeutsamkeit von Ostern und die Betonung der Geschichtlichkeit der Auferstehung Christi nicht dasselbe. Letztere aber wird heute nicht selten in Frage gestellt. Gerade diese Geringschätzung der Tatsachenfrage der Auferstehung Christi führt aber dann – oft ungewollt – zu einer eigentlichen Bedrohung des Osterglaubens selbst.